

aber liegt die Erlösung des Menschen. Geschieht sie nicht, so sind alle andern Mühen vergeblich, und auch die Sakramente, selbst das höchste unter ihnen bleibt ohne Frucht (1 Kor 10, 1-5. 11). Aber gerade das will ja das höchste der Sakramente: den Tischgenossen des Herrn überwältigen durch die Todeshingabe des Erlösers: „Opus redemptionis exercetur“ [Das Werk der Erlösung wird vollzogen] (9. So. n. Pf.).

Das übrige wirkt die Feier selbst. Erweckt, geläutert und in Bewegung gesetzt durch die Meditation, treten wir ins sakramentale Opfer ein. Es ist wie eine letzte Vorübung, wenn ich beim Eingang an der Kredenz meine Hostie ins Ciborium lege: Ich trage bei zur Opferbereitung und sage durch mein Zeichen: „Adsum — da bin ich“, und wenn dann die Gaben auf den Tisch des Herrn gelegt worden sind, werde ich aufgerufen durch das Eröffnungswort: „Gratias agamus!“, und es beginnt die Eucharistia. Das Lob, der Dank, die Anbetung, die Hingabe durchzieht das ganze Hochgebet von der Präfation über die Sanctus-Rufe und den Einsetzungsbericht (der ja als Bestandteil des großen Gebets zur Anrede an Gott den Vater gemacht ist) über das Gedächtnis des Erlösungswerkes und den wiederholten Ausdruck der Darbringung bis zur abschließenden Preisung: „Durch Ihn, mit Ihm und in Ihm wird Dir alle Ehre und Verherrlichung“ und das feierliche „Amen“ des ganzen Volkes.

Opfer als Ausdruck der Liebe

Vom Sinn und vom Wachsen des christlichen Opfergeistes

Von Dr. Bernhard M a r t i n, Kassel-Wilhelmshöhe

Von Opfer sprechen wir im allgemeinen dann, wenn der Mensch ein weniger Angenehmes vor dem mehr Angenehmen, ein Schwierigeres vor dem Leichterem, ein Selbstloseres vor dem Selbstsüchtigeren wählt. Bei Opfer denken wir also für gewöhnlich an etwas Schmerzliches, an Mühe, Verzicht und Entsagung. Opfer und Schmerz ist für die meisten Menschen fast das gleiche. Eine solche Auffassung bleibt aber an der Oberfläche. Wie ganz anders klingt es, wenn die Heilige Schrift vom *fröhlichen Geber* spricht, den Gott lieb habe (Spr 22, 8; 2 Kor 9, 7), oder wenn in der Liturgie so oft vom Dankopfer die Rede ist. Hier wird offenbar vorausgesetzt, daß Opfer mit Freude und Dank gegen Gott gebracht werden können und sollen.

Tatsächlich erfahren wir auch im täglichen Leben, wie verschieden schwer oder leicht es den verschiedenen Menschen fällt, dieselben Opfer zu bringen. Es kann für ein Kind einen großen Kraftaufwand erfordern, eine Zeitlang auf Süßigkeiten zu verzichten oder sich andere Beschränkungen aufzuerlegen, der Mutter oder dem Vater kann das äußerlich Gleiche gänzlich selbstverständlich geworden sein; jeder Vater, jede Mutter lernt, mindestens bis zu einem gewissen Grade, für die Kinder

zu leben, also auch die dafür angebrachten — Opfer zu bringen. Es kann ein Rauher nur mit allergrößter Mühe etwa die Fastenzeit ohne seinen geliebten, angewöhnten Qualm durchhalten, einem anderen kann das gleiche Ergebnis mit viel geringerem Kraftaufwand gelingen, und wie verschieden schwer fällt es Menschen, sich in dem, was man *summa summarum* die Freuden der Welt nennen kann, in entschiedene Zucht zu nehmen. Die körperlichen und seelischen Kräfte, die Gewohnheiten und Bindungen, nicht zuletzt auch die Reifezustände sind eben ganz verschieden. So kann subjektiv derjenige, der ein Maximum an Kraft aufwendet, um im vorgesezten Opfer zu bestehen, stärker im Opfern leben als ein anderer, der gar nicht so starken Lockungen oder Anfechtungen ausgesetzt ist. Aus der äußeren Lebensform ist also auf die momentane Intensität der Opferhaltung nicht zu schließen. Gibt es trotzdem für alle Opfer einen gemeinsamen Nenner?

Ja, es gibt ihn, und er liegt im Objektiven, in der gemeinsamen Urnorm, der alles menschliche Opfern entspringt. Denn alle Opfer, die von Christen gebracht werden und gebracht werden können, dienen einem über sie hinausweisenden oder -rufenden Sinn. In der Kasteiung als solcher liegt kein Selbstwert; jegliche Aszese ist positiv gemeint, sie soll helfen, einerseits die natürlichen Kräfte zu besser geeigneten Gefäßen des göttlichen Gnadenwirkens zu machen, andererseits die Empfänglichkeit des Menschen für Übernatürliches zu stärken. Mit jeder geübten Aszese, mit jedem dargebrachten Opfer begeben wir uns in die Schule der Liebe, der Agape, die sich zwar niemand durch Fleiß und Beharrlichkeit eigenmächtig aneignen kann, deren Einstrom ins Herz aber doch die menschliche Mitwirkung voraussetzt. Jeder Opfernde lebt im Bannkreis der göttlichen Liebe, der eine vielleicht noch widerwillig und auf einer — so müßte man sie nennen — unteren Stufe, der andere vielleicht unangefochten, mit Selbstverständlichkeit und eben auf diese Weise allein vollkommen befriedigt.

Im Gästezimmer eines Klosters war ich einmal Zeuge eines Gesprächs, das diesen Fragenkreis berührte, freilich ohne die Fragen zu lösen. Es wurde von den Opfern gesprochen, die diejenigen gebracht hätten, deren Kinder nun, von der Welt getrennt, in der Klausur lebten. Hierzu wurden aber ganz verschiedene Stimmen laut, zwischen denen sich keine Harmonie herstellen ließ. Von den einen wurde mit problemloser Sicherheit die These vertreten, es sei ein großes Opfer, ein Kind aus der Familie zu entlassen und es in den Ordensstand zu geben, es sei ja auch schon ein großes Opfer, einen Sohn in den Priesterstand ziehen zu lassen. Von den anderen wurde dagegen behauptet, wenn Eltern das Beste ihrer Kinder wollten, und falls sich Kinder für den Ordens- oder Priesterberuf entschieden, dann sollten die Eltern doch froh sein; etwas Besseres könne ihnen gar nicht zuteil werden, und somit sei es doch im Grunde kein Opfer, sondern eine Freude, das Kind diesen Weg gehen zu sehen. Zwischen diesen zwei Beurteilungen des Eintritts in den Ordens- oder Priesterstand gibt es freilich, wenn sie absolut gemeint sind, keine Verständigung. Die Vertreter von beiden waren zwar gläubige Christen, mit der Kirche lebende Menschen, von dem Willen, Opfer zu bringen, erfüllt, aber sie trugen gleichwohl verschiedene Menschenbilder, mindestens verschiedene Christenbilder in sich. Wer im Eintritt seines Kindes in den Ordensstand nur das Opfer sähe, für den wäre die

natürliche, familiäre, irdische Lebensauffassung hauptbestimmend; wer über einen solchen Eintritt eine tiefgehende Freude empfände, der wäre selber schon etwas aus dem Nur-Natürlichen, Nur-Familiären, Nur-Irdischen herausgewachsen. Kann man nun etwa sagen: Wem das Hergeben des Kindes schwer fällt, der bringt ein Opfer, der andere aber, dem es zutiefst Freude ist, bringe keins? So einfach ist es nicht. Ein Opfer bringen beide, aber dem einen fällt das noch spürbar schwer, wogegen es dem zweiten bereits mehr oder minder wesengemäß geworden ist. Subjektiv werden die Opfer verschieden erfahren, subjektiv stehen die beiden auf verschiedenen Stufen, und in demjenigen, dem das Opferbringen wesengemäßer geworden ist, lebt der objektive Geist des Opfers stärker.

Das Fortschreiten im christlichen Leben, in der *imitatio Christi* läßt sich u. a. auch so paraphrasieren: Es kommt darauf an, in der Opfer-Haltung, in der Opfer-Willigkeit, in der Opfer-Kraft zuzunehmen und dem Ziele zuzustreben, an dem es subjektiv überhaupt kein Opfer mehr wäre, wenn man objektiv im Opfer lebte. Was sich an dem einen, etwas breiter ausgeführten Beispiel zeigt, dürfte sich allüberall im christlichen Leben und Streben entsprechend zeigen. Es sind allemal Haltungen und Taten denkbar, zu deren Erfüllung der eine Mensch sich spürbar und in dem Gefühl, ein Opfer zu bringen, durchringen oder erheben muß, die zu leisten ein anderer aber gerade als das eigentlich einzig in Betracht Kommende erlebt. So kann man einerseits gewiß von den Opfern sprechen, die diejenigen bringen, die sich dem Priester- und dem Ordensstande weihen. Andererseits aber kann man daraus keineswegs schließen, diejenigen, die diese Wege gehen, hätten selbst das Gefühl, Opfer zu bringen. Mit Recht wird von der Berufung gesprochen, die am Anfang jedes priesterlichen und klösterlichen Lebens stehen müsse. Das Wort deutet aber darauf, daß schon in den Anfängen etwas mitwirkt, was dem durchschnittlichen Menschen unbekannt bleibt. Der Weg des objektiven Opfers dürfte in den meisten Fällen ohne die Meinung oder Erfahrung beschriftet werden, es würden dabei nennenswerte Opfer gebracht, und es dürfte irrig sein, die Lebensmaßstäbe des gewöhnlichen Weltmenschen an diese Sphären heranzutragen. Wer die Berufung in sich spürt, für den ist, subjektiv, sehr vieles, vielleicht sogar alles, was den meisten anderen Opfer dünkt, keineswegs ein solches. Vielleicht wäre es umgekehrt für manchen eher ein Opfer, wenn er auf die Bahn der Berufung aus irgendwelchen Gründen verzichten müßte. Nun ist zwar auch die subjektive Mühe einer Tat oder einer Selbstüberwindung von Bedeutung, aber nur weil und insofern sie die Gesinnung eines Menschen zum Ausdruck bringt. Die Mühe als solche ist noch kein sittlicher Wert. Ebensowenig allerdings die rein äußere Leistung, wohl aber die, sagen wir, organisch gefüllte Form; denn das Gute, das Gott-Ebenbildliche, die göttliche Liebe sind erst da vollkommen, wo sie nicht einer widerborstigen Natur abgewonnen werden, sondern wo sie gestaltend strömen. So spricht die Kirche von der heroischen Graden der Tugenden, und so spricht sie solche Menschen heilig, in deren Wesen die göttliche Liebe ersichtlich stärker eingewirkt hat als bei dem gewöhnlichen, nur glaubenden und auf unteren Stufen sich bemühenden Christen.

Immanuel Kant hat als Tugend nur dasjenige Verhalten anerkennen können, bei dem der Mensch „aus Pflicht gegen die Neigung“ handle. Hier ist mit der Möglich-

keit einer Angleichung an das Göttliche — „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt 5, 48) —, mit der Möglichkeit der Verwandlung des Menschlichen, mit dem realen Einzug des Übernatürlichen gar nicht gerechnet, innerhalb dieses Denkens wäre auch gar kein objektiver, sondern nur ein subjektiver Opferbegriff anzuerkennen, und hier wäre von Wert nur die qualvolle Bemühung, nicht ein Sein. Schiller hat diese Moral verspottet mit dem Distichon:

*Gerne dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung.
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.*

Obwohl der Kirche und dem Katholizismus fremd, hier bewegt er sich durchaus in der Richtung der katholischen Tugendlehre. Es gibt ein objektiv Gutes; an ihm kann der Mensch gnadenhafterweise realiter teilhaben, und indem er daran teilhat, verwirklicht er selbst es mit, wobei nicht ausschlaggebend ist, wie schwer es ihm im einzelnen Moment fällt. Ähnlich ist es mutatis mutandis in Kunst und Wissenschaft. Persönlich aner kennenswert ist hier jede persönliche, subjektive Bemühung, und der rührende Fleiß eines Unbegabten kann höchste Anerkennung verdienen, aber die für die Welt bedeutenden Leistungen haben ihren Wert nicht durch den je subjektiven Aufwand, sondern durch die, sagen wir, wirkende Genialität. Wer die „Gnade“ hat, schafft an einem Tage, was mit Fleiß nicht in Jahren und Jahrzehnten zu gewinnen ist. Ähnlich — phänomenologisch gesehen — ist es auch auf dem Felde der Heiligkeit, des Heiligwerdens, mit welchen Wörtern nur von anderer Seite auf die Welt des Opfers gewiesen ist. Und so gilt denn all unser aszetisches Streben im Grunde oder im Ziele der Angleichung an Christus. Jeder soll, wie die christliche Überlieferung sagt, ein „alter“, ein zweiter Christus werden. ER ist das Ur- und Zielbild des aszetischen Strebens, Er das Ur- und Zielbild alles Opfern, das objektive, von dem aus alles subjektive Opfern den Sinn empfängt.

Die göttliche Erlösungstat auf Golgotha und alles, was ihr „um unseres Heiles willen“ voranging und folgte, kann zureichend nur mit dem Begriff Opfer bezeichnet werden. Christus, der göttliche Sohn, also Gott selbst, hat sich für die Welt geopfert. Dies zu schildern ist hier weder nötig noch möglich; im Zusammenhang wichtig aber ist dies: So sehr wir einerseits das Opfer Christi als unergründbare Liebes-Tat Gottes zu verehren haben, so sehr können wir andererseits sagen, daß eben mit diesem Opfer Gott seinem eigenen Wesen entsprechend gehandelt hat. Er hatte und hat nicht, wie der strebende Christ, Widerstände zu überwinden, er hat sich nicht für ein Höheres und Reineres erst bereiten müssen, vielmehr ist seine Opfertat schlichte Selbst-Offenbarung seines innersten Wesens. War es ihm nicht vollkommen gemäß, ständig sich für die Menschen zu opfern? Kann man sich ihn auch nur eine Sekunde von üblichen menschlichen Bequemlichkeits- oder Genußhängen erfüllt denken? Eben deswegen ist ja das Gottesopfer vollkommen schlechthin, weil es keinen anderen Grundzug als den der göttlichen Liebe birgt. Christus hat sich nicht zur Liebe überwinden müssen. Er *ist* die Liebe selbst gewesen, ganz und gar, ewig und persönlich, vollkommen und anders gar nicht zu denken.

Gehen wir nun dem Ziele entgegen, ein „alter Christus“ zu werden, so ist dabei auch eingeschlossen, daß vieles, was uns auf den unteren Stufen Selbstüberwindung

kostet und spürbares Opfer ist, einmal keins mehr sei, daß das Gute nicht immer in derselben Weise einer widerspenstigen Natur abgerungen werden müsse, daß auch in uns einmal die übernatürliche Gnade zu stärkerer Auswirkung gelange als das Natürliche, als die Bindung an die fortwirkenden Folgen der Erbsünde. Wer sich subjektiv — auf welcher Stufe immer — im Opfern übt, strebt diesem Ziel entgegen; wer Opfer realisiert, ohne sich immer mit äußerstem Kraftaufwand überwinden zu müssen, mit Selbstverständlichkeit, auf Grund der ihm verliehenen Gnade, der ist dem Zustand des göttlichen Heilandes eben dadurch bereits näher. Zur Gewinnung des ewigen Heiles genügt der Glaube und die Erfüllung der Gebote. Um ein „zweiter Christus“ zu werden, muß man mehr tun. Dazu aber gehört, daß das Opfern, zielhaft, einmal zur zweiten Natur werde; wobei mit dem Wort „zweite Natur“ der erfahrene und dauernde Einzug des Übernatürlichen in den Naturbereich bezeichnet ist, die völlige Durchdringung des natürlichen Denkens mit der Gesinnung Christi.

Um nun das Verhältnis von subjektivem und objektivem Opfer, in dem es sich stets um Vorübung, Verwandlung, Einswerdung und Mitvollzug handelt, ganz zu erfassen, ist es gut, auf die Welt der göttlichen Gebote zu blicken. Nur ein einziges Gebot hat Christus denen, die ihm nachfolgen wollten, im Grunde gegeben, das Gebot der Liebe: *„Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und mit allen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst!“* Von diesem Gebot aber sagt er, daß in ihm „das ganze Gesetz und die Propheten“ enthalten seien oder sich erfüllten. Von hier aus fällt Licht auf alle Gebote der vorchristlichen Zeit; ihre Erfüllung erscheint in dieser Schau als eine einzige große Vorübung. Du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst Vater und Mutter ehren und wie die Gebote alle heißen, mit ihnen allen wurde der vorchristliche Mensch bereits auf eine Lebensform gewiesen, in der die göttliche Liebe bestimmend ist. Sie galten indessen je einer bestimmten Verhaltensweise, die sich verwirklichen ließ, ohne daß ihr himmlischer Kern und Sinn, nämlich die göttliche Liebe selbst, im Bewußtsein ganz aufleuchtete, und so schimmert zwar in manchem, was das Alte Testament berichtet, die göttliche Liebe bereits vor — von der Bedeutung der Barmherzigkeit (z. B.) ist in ihm wohl schon die Rede, aber die eigentliche, die Gottesliebe selbst, ist erst in Christus auf Erden erschienen, also auch erst von Menschen verwirklicht worden, nachdem die göttliche Erlösungstat geschehen war. Die menschliche Innenwelt lag zuvor gewissermaßen noch immer im Dunkel. Glaube, Hoffnung und Liebe im christlichen Sinn konnten selbstredend nicht auf Erden aufleben, solange der Mensch nur im Banne der Erbsünde und noch nicht im Zeichen der Erlösung lebte. Nun aber zeigt sich etwas im ersten Augenblick Überraschendes:

Die Gebote des Alten Testamentes traten an den Menschen in der Form des *„Du sollst“* heran, mit dem Ansinnen also, der Mensch solle mit ihrer Erfüllung einem außerhalb seiner selbst liegenden Willen folgen. Das ist bei dem göttlichen Liebesgebot und bei allem christlich Wesentlichen anders. *„Du sollst Gott lieben . . . , du sollst deinen Nächsten lieben . . .“*, diese zwei Gebote, im Grunde ja nur eines, sind nicht zu erfüllen, wenn und solange man nur einem außerhalb seiner selbst liegen-

den Willen folgt; sie werden eben erst dann ganz erfüllt, wenn der Wille des sie Erfüllenden mit dem Willen dessen, von dem das Gebot stammt, eins geworden ist. Hier zeigt sich nun, daß die irdische Sprache das ewige Wesen einer Sache nur anzudeuten, nicht vollkommen darzutun vermag. Anders als in der Form eines Gebotes ließ und läßt sich auch die Lebensform der göttlichen Liebe in der Menschheit nicht aufrufen, aber das Du sollst bezeichnet bei ihr einen anderen Tatbestand als in der Vorübung des Alten Bundes; das göttliche Liebesgebot ist ein Aufruf zu einem neuen Ich will (nämlich: von ganzem Herzen erfüllen, was Gott mir geboten hat, weil es meinem durch Christi Gnade erlösten Wesen entspricht). Nur in der Haltung des Ich will ist das göttliche Liebesgebot zu erfüllen, d. h. es wird dann erfüllt, wenn der Menschenwille mit dem göttlichen eins geworden ist, ihn sich zu eigen gemacht hat, von ihm durchdrungen worden ist. So liegt ja auch in der dritten Bitte des Vater-Unsers nicht nur ein passives Sich-Umstellen unter das, was Gott im Schicksalslauf je dem Einzelnen verordnet, sondern auch das Gelöbnis, aus dem eigenen Innern heraus eben das zu verwirklichen, was der Gotteswille vom Menschen je erwartet. Die dritte Bitte des Vater-Unsers deutet somit auf den Willen zu geistig-willentlicher Kommunion, in der der Mensch nicht ein äußerlich sich so und so Verhaltender, sondern in Wesenseinung Handelnder zu werden sich vornimmt oder werden zu können erfleht. Den Übergang von vorchristlicher zu nachchristlicher Zeit kann man also auch als einen Übergang von der Zeit des Du sollst zu einer Zeit des Ich will bezeichnen, „ich will“ dabei selbstredend nicht als bloßmenschliche Haltung gemeint, sondern als Resultat der Durchdringung des Menschen mit Christus. Aber wenn der Mensch, nach dem Hinweis Christi in den Abschiedsreden, zu einer Rebe geworden ist an dem Weinstock, der Er selbst ist, dann ist ja unumgänglich, ja, dann ist selbstverständlich, daß „sein“ eigener Wille nun ein anderer ist als zuvor, da er gewissermaßen noch allein dahinlebte und vorstrebte.

In diesem Sinne ist das eigentlich-christliche Leben über das Du sollst! hinausgewachsen; wer das „Vollalter Christi“ erreicht hat oder erreicht hätte, der hat oder hätte Anteil am göttlichen Wesen gewonnen, und wenn er auch einerseits immer sagen wird „Nicht ich, sondern Christus in mir“, so kann er andererseits doch auch sagen, er wolle selbst nun ein anderes als zu der Zeit, in der ihm der Gotteswille nur als ein gewissermaßen Äußeres entgegentrat.

Hiermit hängen nun auch die sehr verschiedenen Opferweisen zusammen, die es in alttestamentlicher und in neutestamentlicher Zeit gab und gibt, und die auch heute je und je ganz verschieden sind. Als Abraham opferte, als Moses opferte, als die vielen Opfer in vorchristlicher Zeit dargebracht wurden, da war es eine Ausnahme, daß der Gotteswille persönlich einem Gläubigen des alten Bundes so innewohnte, daß er zu seinem eigenen geworden war, da konnte es sich nur um Vorübung, nur um Vorzeichen des Erlösungsopfers handeln. Das Hauptkennzeichnende des Christusopfers aber liegt gerade in seiner vollkommenen Freiwilligkeit, in der abstrichlosen Bejahung dessen, der es darbrachte, in der Tatsache, daß das Wesen dessen, der es darbrachte, sich eben mit dem Opfer sowohl ganz offenbarte wie ganz erfüllte. Anders gesagt: Das Christus-Opfer steht ganz im Zeichen des Ich will, und so kann es gar nicht anders sein, als daß auch jeder, der Christus nach-

folgt, als Ziel vor sich hat, nicht aus einem Du sollst! heraus zu opfern, sondern aus einem Ich will. Ohne ein Ich will wäre gerade das Wesentliche, wenn man so sagen darf: die Innenhaltung Christi nicht erreicht. Der „alter Christus“ ahmt nicht äußerlich nach, wie Christus sich auf Erden verhalten hat, er ahmt es innerlich nach, er macht es sich zu eigen, er nimmt es in den Grund des Herzens hinein. Dieser, obzwar stets auch subjektiv bleibend, wird zur Stätte objektiven Handelns und Opfern.

Von hier aus wird die ganze, sagen wir, Skala des Opfern überschaubar, die es in der Christenheit gibt, von den ersten mühsamen Praeludien, bei denen man Bonbons oder Späßchen oder Kinofreuden oder Tafelgenüsse „opfert“ und eben derlei als Opfer erlebt und ansetzt, bis zu den Stufen hin, auf denen Menschen sich in großem Stile in Liebe verströmen, auf denen sie jahrzehntelang in Selbstlosigkeit für die Mitmenschen, für das Gottesreich arbeiten oder im Ordensstande mit Intensität eine Lebensform der Liebe erfüllen, ohne sonderlich das Gefühl und Bewußtsein zu haben, hiermit würden nennenswerte Opfer gebracht. An den Anfängen ist die ungewandelte Natur noch fast übermächtig, auf den Hochstufen der Imitatio Christi aber ist übermächtig geworden die Liebe, die Agape. An den Anfängen herrscht noch abstrichlos das Du sollst, im Fortgang wird es mehr und mehr von einem Ich will durchdrungen, am Ende herrscht das Ich will allein, weil dann der Mensch dem göttlichen Willen sich ganz und bis in die Tiefe hinein anheimgegeben hat, mit ihm eins geworden ist. Spürbar sind somit die Opfer am meisten dort, wo man von unteren Stufen sprechen muß; von mächtigerer objektiver Wirksamkeit sind sie aber auf den Hochstufen, dort, wo die Beteiligten es wahrscheinlich samt und sonders ablehnen würden, daß sie Opfer brächten. Daß er ein Opfer darbringe, hat zwar auch Christus von sich gesagt, aber eben doch in einer Art, die keinen Zweifel lassen kann, daß etwas anderes für ihn nicht in Betracht kam. Und so sollen auch wir nach dem Zustande streben, in dem uns das Opfern wesensgemäß wäre, in dem wir Opfer brächten, ohne sie als solche zu empfinden, in dem das Subjektive in uns ganz zum Gefäß des Objektiven geworden wäre. Es ergibt sich somit das Paradox, daß diejenigen Opfer die wertvollsten sind, die von denen, die sie bringen, nicht als solche angesehen werden. *„Und wenn ihr alles getan habt, so sprecht: wir sind unnütze Knechte und haben nur getan, was wir schuldig waren“.*

Damit ist auf ein oder das Zielbild gewiesen. Niemand kann es erfliegen, niemand es mühelos an sich reißen; vielmehr muß es, soweit der Mensch in Betracht kommt, erarbeitet werden. Darum ist die Arbeit, die Bemühung auf allen Stufen wichtig. Zumeist dürfte für uns die Arbeit auf den untersten Stufen einstweilen noch wesensgemäß sein. Dann müssen wir sie auf ihnen zu leisten suchen, aber eben in der Aufschau zu dem Ziele, dessen Erreichen sie gelten. Jede Aszese gilt einem Ziel, und jede wird auch am besten geleistet, wenn das Ziel dabei gesehen wird. „Alter Christus“ ist kein lyrisches Wort, sondern eins, das ganz nüchtern eine, sagen wir, potenzielle Realität bezeichnet. Je mehr diese ins Bewußtsein tritt, um so stärker dürfte auch im allgemeinen der Antrieb des Strebenden werden, ihre Potenzialität zu realisieren. Das Bild oder die Wirklichkeit Christi gewinnt für den

Einzelnen, je mehr er es erfaßt, auch um so mehr Leucht- und Magnetkraft. Und wenn man zunächst und vielfach zwischen diesem und jenem hin und her gerissen werden mag, einmal kommt die Stunde, in der man begreift, was das schlichte Lied, so oft gesungen, so oft fruchtlos verhallt, aussagt: „Jesus ist schöner, Jesus ist reiner . . .“. Und was mag man sich dann kernhaft noch stärker wünschen als Anteil an seinem Wesen, als Mitvollzug seines Opfers, als die Eingliederung des eigenen Ich in Sein objektiv-göttliches Wirken? Aus subjektivem Opfern soll Teilnahme am objektiven Opfer werden.

Nun heißt es mit Recht, die Gnade setze die Natur voraus. Die Natur ist also in ihrer Realität stets nüchtern zu bedenken. Sie kann zwar Übernatürliches aufnehmen, nicht aber, mindestens nicht plötzlich, die Eigengesetzlichkeit verlieren. So kann der Mensch zwar durch die Taufe Christ werden und nach ihr also sein, aber damit beginnt erst seine Aufgabe, personal und durch alle Schichten seines leib-seelischen Wesens das zu werden, was er, der übernatürlichen Anlage nach, keimhaft schon ist. Nur die „fides quae“, um dies als Beispiel zu sagen, kann man ein für alle Mal haben, die „fides qua“ ist keine feste Größe; der Glaube kann vermehrt, die Hoffnung kann gestärkt, die Liebe kann mehr und mehr entzündet und — im vorliegenden Thema — die Opferkraft kann gewandelt werden, aus mühevолlem Sich-Ab-rackern kann ein williges Darbringen, aus dem Erfüllen eines Du sollst! ein herzliches Ich will, aus subjektivem „Ich opfere“ ein „Ich wüßte gar nicht, warum hier von Opfern zu reden wäre“ werden. In die Innenwerkstatt kann keiner dem andern hineinsehen. Manche bringen ersichtliche Opfer und wissen es, manche bringen unersichtliche Opfer und wissen es nicht.

Ich hatte einmal einen Menschen zu beraten, der sehr unglücklich darüber war, daß er keine Opfer zu bringen vermöge. Er brachte sie de facto sehr wohl, nur mehr durch Erleiden als durch Tun, nur mehr durch das Wie der Lebensführung im ganzen als durch das Was besonderen Handelns, nur — um in den termini dieser Betrachtung zu reden — mehr objektiv als subjektiv. Aber es war ihm nicht bewußt; er verstand unter „Opfern“ langhin nur das für das Subjekt Spürbare oder Schmerzende, freiwillig und zusätzlich und ersichtlich Geleistete, ich möchte sagen das Aszetische in einem negativen Sinn. Aber zum Opfer gehört nicht nur das Subjektive, ebenso wichtig, ja sowohl Quell- wie Zielpunkt alles Subjektiven ist das Objektive. Und auch das Opfer Christi, auf dessen Gipfel sich der Erlöser in eine durch nichts überbietbare Hilflosigkeit und äußere Passivität begab, zeigt deutlich, daß im Bestehen von Leiden Entscheidendes liegen kann. Wer kann ermessen, was in dem in Wahrheit stets unsichtbaren Reiche Gottes von größerer Bedeutung ist, das Freiweg-Handeln nach außen oder das in Demut und Geduld ertragene Leiden im Innern?

Hier steht alles im Zeichen der Wandlung, und in allgemeiner Form läßt sich wohl nichts anderes sagen, als daß alle Lebensformen auf das Urbild Christi bezogen sein können und daß jedes Opfer, werde es in Aktivität oder in Passivität vollzogen, werde es stärker oder schwächer als Opfer empfunden, werde es der Natur schwer abgerungen oder mit Selbstverständlichkeit, aus innewohnender göttlicher Liebe erfüllt, daß jedes Opfer seinen Sinn von dem Christus-Opfer erhält.